

AUS GUTEN BÜCHERN

# DIE KOLCHIS

AUS DEM ROMAN

VON KONSTANTIN PAUSTOWSKI



Der Exkavator trug schnell einen Riesenlöffel mit feuchtem Lehm über die Köpfe der Menschen hinweg, warf ihn schwerfällig auf den Damm und verstopfte die Bruchstelle.



**VOLK UND WISSEN**  
VERLAGS GMBH BERLIN/LEIPZIG

DIESE SCHRIFT GEHÖRT

---

---

\*

# DIE KOLCHIS

A U S D E M R O M A N

von Konstantin Paustowski

Tafelbild von Hans Baltzer

VOLK UND WISSEN SAMMELBUCHEREI  
DICHTUNG UND WAHRHEIT SERIE H · BAND 2



---

**V O L K U N D W I S S E N**  
VERLAGS G M B H B E R L I N / L E I P Z I G

In den Worterklärungen am  
Schluß dieser Schrift sind in  
alphabetischer Reihenfolge  
die Wörter enthalten, die  
der Erklärung bedürfen

Nachgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-  
Verlages, Berlin W 8, aus dem Roman „Die Kolchis“

Erste Auflage 1946

Alle Rechte vorbehalten

---

Diese Schrift wurde von der VOLK UND WISSEN „Druckerei Norden GmbH“, Berlin  
aus futura-Lettern gesetzt

Den Umschlag druckte die Buchdruckerei Buhr in Bötzw  
und den Textteil die Firma Hansa-Druck in Rostock

Bestellnummer

G 19095

**WIR** alle träumen zuweilen vom Abenteuer, vom Geheimnis des tiefen Dschungels, vom Toben der Stürme über dem fremden Meer, von der Jagd auf wilde Tiere in glutdurchzitterter Steppe; und nichts liegt uns dabei so fern wie der Gedanke, das Abenteuer in unserer unmittelbaren Umgebung zu suchen, in unserer täglichen Arbeit, in der Aufgabe, die uns von der Zeit, den Verhältnissen und unserer Verantwortung für die Zukunft gestellt wird. Gerade aber das ist es, worauf der aufrüttelnde Bericht von Paustowski über die „Kolchis“ uns hinweist.

Was ist „Kolchis“? Und was ist dort geschehen?

Wer zu Hause oder in der Schule Gelegenheit hatte, die griechische Sagenüberlieferung kennenzulernen, dem ist dies Wort als der Name eines Landstrichs nicht fremd. Er wird sich des Argonautenzuges erinnern wie der Tatsache, daß Jason mit seinen Gefährten, den Argonauten, auszog, um in diesem Land das „Goldene Vlies“ zu finden. Vielleicht hat ihm auch ein Wissender verraten, daß das „Goldene Vlies“ nichts anderes ist als die dichterische Bezeichnung für eine Methode der Goldgewinnung, wie sie in vorgeschichtlicher Zeit gerade in diesem an der Ostküste des Schwarzen Meeres gelegenen Landstrich geübt wurde. In sagenhafter Vorzeit nämlich führten die Flüsse der „Kolchis“ noch Gold mit sich, und man legte Lammfelle in die Gewässer, deren wolliges Vlies das Gold auffing, bis es sich mit Gold überzog und so zum „Goldenen Vlies“ wurde.

Damals war die Kolchis ein reiches und blühendes Land, dessen subtropisches Klima ihm eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit verlieh. Doch schon zu der Zeit, als die Römer dort erschienen, war die alte Kultur des Landes verschwunden. Das Mündungsgebiet war versumpft und versumpfte immer mehr; die Bewohner flüchteten sich in Pfahlbauten, die längs der Küste kärgliche Siedlungen bildeten. Im Lauf der Jahrhunderte eroberte das Dschungel die Kolchis; es fand sich niemand, der diesem Vorgang Einhalt gebot; einzelne jüger nur durchstrichen die Sümpfe auf der Spur des Nutrias, das zwischen Erlen und üppig wuchernden Farnkrautbüschen sein räuberisches Dasein fristete. Moskitos brüteten im Morast, und das Leben der wenigen noch vorhandenen Dörfer verödete unter dem Fieberhauch der Malaria, bis oft der letzte Einwohner seine verseuchte Hütte verließ.

Das war der Zustand, in dem die Sowjetregierung die Kolchis antraf, als sie das Erbe des Zarismus übernahm: ein Landstrich, dessen südlicher Himmel und fruchtbarer Boden ungeheuerer Ernten an Orangen, Zitronen, Feigen und anderen Früchten verhieß, der in Wirklichkeit aber im Schlamm fauliger Sümpfe erstickte. Die Sowjetregierung war nicht geneigt, eine solche Tatsache als unabänderlich hinzunehmen und Schätze brachliegen zu lassen, nur weil ein verlodertes Regime sie nicht zu heben gewußt hatte. Sie entschloß sich, die Sümpfe der Kolchis trockenzulegen und das Land urbar zu machen.

Und der Kampf begann. Ein mörderischer Kampf, von dem dieses Buch hier berichtet. Ein Kampf gegen die Fluten tropischer Wolkenbrüche, gegen den alles versengenden Gluthauch des Monsuns, gegen Überschwemmungen und Dammbüche, gegen Fieber, Entbehrung und Schwäche, ja selbst noch gegen den Widerstand der Bevölkerung. „Denn nichts“, sagt Paustowski, „macht den Menschen so mißtrauisch wie das Elend, nichts hemmt mehr seine Tatkraft als die Not.“

Und so erschienen sie eines Tages an den Ufern des Rion, wie sie vor uns jetzt in Paustowskis Buch erscheinen: der Ingenieur Gabunia, dem die Dammbauten anvertraut sind, Kachiani, der Leiter der gesamten Trockenlegungsarbeiten, der Jäger Gulia, der als letzter Verteidiger der alten Ordnung oder vielmehr Unordnung die Sümpfe durchstreift und sich nur schwer zu dem neuen Leben bekennt, der kleine Schuhputzer Christopher Christophoridi, dessen schwache Kräfte doch nicht zu gering sind, um dem großen Werk zu dienen, der englische Matrose Jim Birling, genannt Sjoma, der, im Hafen von Poti gestrandet, als Führer des großen Baggers ein neues Tätigkeitsfeld findet, die Newskaja, die in der botanischen Versuchsstation jene Pflanzen ausfindig macht, die unter den neuen Bedingungen in der Kolchis am besten gedeihen, und nicht zuletzt Kapitän Tschop, der Hafenkommendant von Poti und Retter in manchen Nöten.

Schon ist ein Teil der ungeheueren Arbeit bewältigt; Kanäle sind gezogen, die den Sümpfen das Wasser entziehen, Flüsse haben ein neues Bett gefunden, Dämme sind aufgerichtet, die den Fluten Einhalt gebieten, die Barrieren aus Sand und Lehm, die den Flüssen die Mündung ins Meer verwehren, werden beiseite geräumt. Da droht kurz vor der Vollendung ein furchtbares Unwetter das große Werk zu zerstören. Der Damm, Gabunias Damm, das Verschußstück des ganzen, komplizierten Entwässerungssystems, gerät in Gefahr.

Und hier beginnt unsere Geschichte.

## DAS FUSSBALLSPIEL

In der Versuchsstation für subtropische Pflanzen blühte der Bambus. Die ersten Anzeichen der Blüte hatten die Newskaja in Unruhe versetzt; der Bambus blüht nur einmal im Leben und geht gleich nach dem Blühen ein.

Lapschin blieb ruhig. Nach dem Vorfall an der Kapartscha sprach er nur selten mit der Newskaja und äußerte sich in ihrer Abwesenheit über sie mit einem verächtlichen Lächeln. Ihre Beunruhigung erschien ihm naiv: das Blühen ließ sich nicht aufhalten, der Bambus würde so oder so eingehen.

Der Kapitän war zur Station gekommen, um den blühenden Bambus anzusehen. Unter dem Einfluß der Gespräche mit der Newskaja hatte er Geschmack an der Botanik gewonnen. Seine Hand heilte langsam zu, mußte aber immer noch verbunden werden. Tschop hatte Jolotschka und Christophoridi mitgebracht.

In dem lichtdurchfluteten Holzhaus der Station, in dem die Newskaja arbeitete, traf Tschop Sjoma. Sjoma war wegen Ersatzteilen für den Exkavator in die Stadt gekommen und hatte für die Newskaja einen Zettel von Gabunia mitgebracht. Gabunia lud die Newskaja und Tschop nach Tschaladidi ein, um den Kanal zu besichtigen.

Die Fenster standen weit offen. Blendender Morgen und durchsichtiger Wind schimmerten auf dem Laub. Von weißen rankenden Blumen fielen kühle Wassertropfen auf die Fensterbretter.

Der Atem der feuchten Erde, des Dickichts und der süßliche Geruch der Mimosen erinnerten Tschop an die Luft auf Madagaskar, vor dem er einmal mit dem Geschwader des Admirals Roschdestwenski gelegen hatte, an die Märkte, wo man von dem Geruch, der den Obstkörben entströmte, schwindlig wurde.

Jolotschka und Christophoridi liefen in das Gebüsch. Die Versuchsstation war ein großer schattiger Garten voller Wunder. Christophoridi

zerrieb junge Zitronenblätter zwischen den Handflächen und roch dann an den Händen. Ein breites Rauchband stieg gerade zum Himmel empor: im Garten verbrannte man das vorjährige Magnolienlaub.

Christophoridi hatte sich ein Spiel ausgedacht. Er war der Tiger und Jolotschka der Jäger. Christophoridi versteckte sich im Dickicht, brüllte, kaute in seiner fürchterlichen Wut Blätter und setzte zu riesigen Sprüngen an. Er war so sehr vom Spiel hingerissen, daß er die ihm unvermeidlich drohenden Unannehmlichkeiten gänzlich vergessen hatte. Die Mutter würde ihm wieder Gardinenpredigten halten, weil er so wenig Geld heimbrachte. Er mußte sich wieder fünfzig Kopeken von Tschop erbetteln, sonst ließ ihm die Alte keine Ruhe.

„Kala-Mera“, brüllte Christophoridi mit einem griechischen Gruß und wurde von dem bitteren Geschmack im Munde ganz benommen. Er hatte gerade Blätter vom Kampferbaum gekaut, und seine Backenmuskeln zogen sich in einem Krampf zusammen.

Die Sonne rieselte in feinen, grünen Strahlen durch das Dickicht wie Wasser durch die Ritzen der Schleusen. Der Erde entströmte der Geruch von heilkräftigen Wurzeln. Die porzellanartigen Blätter des Rhododendron lagen im Gras wie Seesterne. Der Bambus raschelte mit seinen bandförmigen Blättern, und dieses Rascheln klang wie das gläserne Zwitschern kleiner Vögel. Die gelappten Blätter der Bananen knarrten unter dem Andrang der Säfte. Die Nadeln der Kryptomerien rochen so kräftig, wie nur hundert aus Fichtenholz gebaute, mit gelbem Harz überzogene Schiffe riechen können.

Die Eukalypten hatten ihre schweren, wie mit Schweiß beschlagenen Blätter mit dem Rand zur Sonne gedreht. Christophoridi machte immer einen Bogen um sie. Unter den Eukalypten konnte man sich nicht verstecken, sie gaben fast keinen Schatten.

Auf den Kasanlyker Rosen fing Christophoridi einen behaarten Käfer. Der Käfer war mächtig wütend und brummte tief in seiner geschlossenen Faust. Christophoridi zeigte den Käfer Jolotschka.

Dann rissen sie, sich vor den Erwachsenen versteckend, ein Stück Rinde von der Korkeiche ab; Christophoridi brauchte sie als Schwimmer für seine Angelruten.

Licht und Schatten, das Rascheln der Blätter, die Tautropfen, die auf seine braunen Hände niederfielen, der herbe Geruch, das fröhliche Rauschen des Meeres und die wie Diamantennebel gerade zum Zenit aufsteigenden Wolken, alles das erfüllte Christophoridi mit Entzücken. Mit dem wilden Geschrei: „Putzen, wichsen, putzen, wichsen!“ schlug er Räder durch die Allee und fiel auf die dichten Geranienbeete.



Wegen der niedergedrückten Geranien konnte er ordentlich was abbekommen, und Christophoridi wurde still. Er nahm Jolotschka bei der Hand und führte sie zu dem Hause, aus dessen Fenstern Stimmen erschollen.

Im Hause stritten sie. Christophoridi erkannte die Stimme Lapschins, den er nicht leiden mochte. Lapschins Halbschuhe zu putzen, war die reinste Qual. Er wußte nie, wie er diese riesigen roten Schuhe blank kriegen sollte. Es ließ sich für sie überhaupt keine in der Farbe passende Creme aufreiben.

„Die Kolchis ist überhaupt kein subtropisches Gebiet“, sagte Lapschin. „Die jährliche Wärmesumme reicht hier für viele tropische Früchte absolut nicht aus.“

„Unsinn“, sagte die Newskaja. „Die jährliche Wärmesumme beträgt für die Subtropen dreitausend Grad, in der Kolchis aber erreicht sie viertausendfünfhundert. Was soll diese billige Skepsis?“

„Mit Ihnen kann man sich nicht unterhalten. Sie sagen einem dauernd Unverschämtheiten.“

„Ich habe mich bei Ihnen wegen des Vorfalles an der Kapartscha entschuldigt, obgleich ich völlig im Recht war. Wir wollen darüber nicht sprechen.“

„Ich verstehe nichts von Botanik“, sagte Tschop, um dem unangenehmen Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Die Newskaja lächelte. „Im allgemeinen geht es in der Pflanzenwelt sehr einfach zu. Ich werde Ihnen botanischen Unterricht erteilen. Damit tropische Früchte ausreifen können, bedarf es einer bestimmten jährlichen Menge von Sonnenwärme, und zwar darf sie nicht weniger als dreitausend Grad betragen. Temperaturschwankungen sind nicht so wichtig. Man kann sie bekämpfen, indem man die Pflanzen in Rauch hüllt — im Rauch ist es immer wärmer—, indem man besonders zarte Sorten durch Feuer wärmt und sie im Winter mit Matten umwickelt. Ausschlaggebend ist die jährliche Wärmesumme. Ich finde es merkwürdig, daß Lapschin darüber streitet, während er genau weiß, daß wir mehr als genug Wärme haben.“

„Ich streite nicht. Ich gestatte mir nur zu zweifeln.“

„So sind die Professoren!“ Die Newskaja lachte. Ihr war etwas Spaßiges eingefallen. „Wir wollen eine Probe aufs Exempel machen. In Südengland mit all seinem Regen und Nebel ist es durchaus nicht kalt. Dort beträgt die jährliche Wärmesumme ungefähr dreitausend Grad. Was glauben Sie, gibt es in Südengland tropische Gewächse?“

„Nein, und es kann sie dort gar nicht geben“, antwortete Lapschin.

„Dieser englische Matrose hier“, die Newskaja zeigte auf Sjoma, „wird nicht lügen. Er versteht nicht, worüber wir streiten. Wir wollen mit ihm

in den Garten gehen. Er soll uns zeigen, welche von den Bäumen in unserem Garten er in England gesehen hat."

Der Kapitän übersetzte. Sjoma entblößte seine starken, gelben Zähne. Natürlich, er war in Südengland auf der Insel Wight gewesen und wollte sich Mühe geben, die Bitte von Mylady zu erfüllen.

Sie gingen in den Garten. Unterwegs setzte Tschop Sjoma streng auseinander, daß es sich in der Sowjetunion nicht gehöre, das Wort „Mylady“ zu gebrauchen. Sjoma war sofort einverstanden und sprach von nun an die Newskaja mit „Comrade“ an.

Der Kapitän staunte, daß der Föhn die üppige Vegetation in der Station verschont hatte. Die Newskaja zeigte ihm die Eukalypten und Platanen, die den Versuchsgarten wie mit einer Mauer umgaben und vor dem sengenden Wind gerettet hatten. Der Eukalyptus fürchtet den Föhn nicht.

Sjoma ging, die Hände in den Hosentaschen, leise vor sich hinpfendend, durch den Garten. In seinem ganzen Benehmen zeigte er, daß man ihn, einen Matrosen, durch nichts verblüffen könne.

Tropen! Auf der Insel Trinidad hatte er mit Zitronen die Fensterscheiben eines Cafés eingeschlagen, weil man dort einen Neger, einen Matrosen, nicht hatte hineinlassen wollen. Er kannte die Tropen!

Er kannte alles: die niederträchtigen Periskope der U-Boote, den Geschmack des Maisbrotes, blutige Prügeleien mit der Polizei, Fußballspiele, bei denen es um Leben und Tod ging, gefälschte Seemannsbücher, Streiks, und schließlich das „Große Gebet“. Das „Große Gebet“ nannte man Sandsteinblöcke, die wohl einen halben Zentner schwer waren. Mit diesen Blöcken scheuerte man auf Segelschiffen sauberkeitshalber das Deck.

Zum erstenmal in seinem Leben staunte Sjoma richtig in der Kolchis. Der Hafenkaptän — nach allen internationalen Seetraditionen gehörte es sich, daß er Sjoma mit zusammengepreßten Zähnen mit den übelsten Worten beschimpfte — hatte ihn in sein Haus genommen und ihr länger als eine Woche durchgefüttert. Auf den sowjetischen Dieselschiffen im Hafen von Poti bekam Sjoma Logis zu sehen, in denen nur noch Veilchensträuße fehlten. Nach sieben Tagen bekam er eine Anstellung, und der junge Ingenieur Gabunia schüttelte ihm die Hand und sprach mit ihm wie mit seinesgleichen. Am meisten staunte Sjoma darüber, daß alle in diesem Lande mit ihm wie mit ihresgleichen sprachen, sogar weibliche Gelehrte.

Sjoma ging durch den Garten und piff vor sich hin. Er erblickte Porree und lächelte ihm wie einem alten Bekannten zu. Dann blieb er vor aufblühenden Bambusstauden stehen, spuckte weit und scharf aus und gab einen seltsamen Laut von sich, der wie Schnalzen klang.

„Krack! Dieser Baum da wächst bei uns auf der Insel Wight.“

„Hirngespinstel“ Lapschin wurde böse. „Sie haben mich mit diesem Matrosen in einen dummen Scherz verwickelt. Ein glänzender wissenschaftlicher Beweis, dagegen läßt sich nichts sagen!“

„Er hat recht“, sagte die Newskaja. „Im Süden Englands gibt es ganze Bambuswäldchen.“

Lapschin brauste auf. Erst Wano, dann diese Frau überführten ihn der Unwissenheit, jener damals mit der Nutria, diese jetzt mit dem Bambus.

„Sie brauchen sich nicht zu ärgern, Lapschin“, sagte die Newskaja versöhnlich. „Ein guter Fachmann kann sehr vieles in seinem Fach von Menschen erfahren, die er für unwissend hält. Seien Sie lieber vorsichtig.“

Lapschin machte eine abwehrende Handbewegung und zog sich in sein Laboratorium zurück, wo er über Mikroklima arbeitete. Auch die Newskaja ging arbeiten. Sjoma verabschiedete sich, er mußte sich beeilen, um den Zug nach Tschaladidi zu bekommen.

Tschop war bei den Kindern geblieben. Er hatte einen zweiwöchigen Krankenurlaub bekommen und kam fast täglich in die subtropische Station.

Tschop stand vor dem Bambusdickicht und schüttelte den Kopf. Es war klar, daß der Bambus eingehen würde. Er erinnerte sich an Japan und erzählte den Kindern sofort einen interessanten Vorfall aus einem wenig besuchten japanischen Hafen, wo sein Schiff Reis an Bord nahm.

In der Morgendämmerung weckte ihn ein Matrose von der Wache und meinte, in der Stadt müsse etwas vorgefallen sein: man höre Geschrei und Weinen der Frauen. Tschop ging an Land. Es sah aus, als ob es irgendwo brannte. Die Menschen liefen zum Stadtrand, die Männer schimpften, die Frauen zertraten Kinder hinter sich her. Ein Feuerschein war nirgends zu sehen.

Tschop folgte den Menschen zum Bambuswald und sah, daß der Bambus blühte. Das Blühen hatte in der Nacht begonnen.

Da erfuhr Tschop, daß die Bambuswälder durch die Wurzeln zu einem Ganzen verbunden sind und nach dem Blühen auf riesigen Flächen eingehen. Den Bewohnern des Städtchens und den Bauern der umliegenden Dörfer lieferte der Bambus nicht nur Bauholz, sondern auch Nahrung. Die Japaner essen junge Bambussprossen. Die Bambusblüte ist in Japan ein großes Unglück.

„So ist es, Kinder“, sagte Tschop. „An jeden Baum knüpft sich ein neues Märchen.“

Dann ging der Kapitän mit den Kindern zum Hafen. Unterwegs ging er auf einen Sprung zu der Newskaja hinein, um sich zu verabschieden. Sie saß an einem mit Samenproben bedeckten Tisch.

„Übrigens“, sagte der Kapitän, „jener“, so nannte er Lapschin, „arbeitet über Mikroklima. Und was tun Sie?“

„Ich wählte die besten Pflanzensorten für die Kolchis aus. Die Pflanzen sind verschieden wie die Menschen. Es gibt verwöhnte, schwächliche, ausdauernde und frostempfindliche Pflanzen. Es gibt solche, die gern viel trinken, und solche, die Sattheit verabscheuen. Es gibt nördliche und südliche, gierige und fruchtbare, magere und fette Pflanzen. Wenn Sie auf große Fahrt gingen, werden Sie sich wahrscheinlich Ihre Leute sehr sorgfältig ausgesucht haben. So ist es auch hier. Pflanzensorten muß man aussuchen wie Leute für eine Expedition. Ein Dummkopt oder ein Waschlappen kann das ganze Unternehmen vereiteln. Gegenwärtig wähle ich die besten Eukalyptussorten aus.“

„Das kann ich...“, begann der Kapitän, aber er kam nicht weiter. Ein wildes Geschrei auf der Straße ließ ihn aufhorchen.

Christophoridi flitzte aus dem Zimmer. Der Kapitän lauschte. Man schrie vor Freude oder vor Wut, es war nicht zu unterscheiden. Eilig trat der Kapitän auf die Straße.

Auf dem Feld vor der subtropischen Station wurde Fußball gespielt. Nach altem Potier Brauch spielten zwei Mannschaften: Ledige gegen Ehemänner. Das verlieh dem Spiel eine verzweifelte Leidenschaftlichkeit. Die Ledigen verhöhnten die Ehemänner. Die Ehemänner schwiegen düster, erlaubten sich aber bei jeder günstigen Gelegenheit unerlaubte Stöße und schlugen den Ledigen mit den Fußspitzen in die Kniekehlen.

Unter den zu einem Haufen verknäulten Spielern erblickte Tschop Sjoma. Sjoma wehrte sich gegen die Ehemänner und fluchte kräftig auf englisch. Die Ledigen schützten Sjoma.

Der Milizmann Grischa stellte die Ordnung rasch wieder her. Die Untersuchung darüber, was geschehen war, ging schon ruhiger vor sich.

Es war nichts von Belang geschehen. Vom Anblick des Fußballspiels hingerissen, war Sjoma statt des Mittelstürmers, der sich eine Sehnenzerrung zugezogen hatte, in das Spiel eingesprungen und hatte den Ehemännern drei Tore geschossen. Da hatten die Ehemänner ein großes Geschrei erhoben und verlangt, daß das Spiel noch einmal ausgetragen werde. Jemand hatte jemanden geschlagen, jemand hatte jemanden einen Vagabunden genannt.

Tschop ging zu Sjoma, ergriff ihn fest beim Ellbogen und führte ihn aus der Menge. Sjoma strömte Hitze und Staubgeruch aus. Er atmete wie ein abgehetztes Pferd.

„Mister Birting“ sagte der Kapitän mit grimmiger Höflichkeit, „will es Ihnen nicht bedünken, daß Sie den einzigen Zug nach Tschaladidi verpaßt

haben und daß man bei uns in Sowjetrußland zur rechten Zeit zu arbeiten und zur rechten Zeit Fußball zu spielen versteht? Ich habe mich bei Gabunia für Sie verbürgt, und ich schäme mich."

Sjoma bekam einen roten Hals. Er murmelte etwas Undeutliches und bog in die erste Quergasse ein. Hinter der Ecke blieb er stehen, steckte seine Pfeife in Brand, überlegte eine Weile und beschloß, zu Fuß nach Tschaladidi zu gehen. Gegen Morgen hoffte er schon dort zu sein.

Die Newskaja war den ständigen Krach auf dem Fußballplatz gewöhnt und hatte dem Skandal fast keine Beachtung geschenkt.

Sie war in die Arbeit über Eukalyptussamen versunken. Auf ihrem Tisch lag die ganze Zukunft der Kolchis, kleine, jenseits des Ozeans erworbene Körnchen, in denen erstaunliche, fast wunderbare Eigenschaften schlummeren: Gerüche, heilkräftige Säfte, hartes, unverwüstliches Holz, Schönheit des Blühens und Bitternis des Welkens.

Die Newskaja hatte in Poti einige Aufsätze Lapschins über Botanik gelesen. Diese Lektüre verursachte ihr Kopfschmerzen. Der Mann sah nicht das Wesentliche. Er wühlte in Kleinigkeiten mit der öden Genauigkeit eines Apothekers. Er sah nicht die Zukunft und verstand nicht das Leben der Pflanzen, während man die Pflanzen nach der Meinung der Newskaja wie Menschen lieben und kennen mußte.

Lapschin hatte Angst vor kühnen Gedankengängen und freiem Schalten mit dem Material. Er war genau, wo es nicht nötig war. Er hatte keine schöpferische Phantasie. Überhaupt war er der Typus eines gelehrten Handwerkers, der überlebte, zu nichts taugende Typus des in sich eingekapselten Fachmanns.

Das einzige Wertvolle an Lapschin, dachte die Newskaja, ist, daß er Auto fahren kann.

Er schrieb langatmig und langweilig, und er sprach noch trostloser, mit allen Interpunktionszeichen; es war jene leblose Sprache, die unter den alten Gelehrten für ein Zeichen hoher Kultur galt.

Als die Newskaja die Aufsätze gelesen hatte, fragte Lapschin sie, was sie davon halte. Statt zu antworten, brachte sie am nächsten Tage ein Bündchen Puschkin mit und zeigte Lapschin einen Satz in Puschkins Briefen: „In der Geometrie bedarf man der Inspiration nicht minder als in der Dichtkunst.“

Lapschin hatte dazu geschwiegen.

Bei ihrer Arbeit über Eukalyptussamen mußte die Newskaja darüber nachdenken, wer wohl am besten etwas über diesen herrlichen Baum schreiben könnte. Wer wäre so wie sie imstande, alle zweihundert Arten dieses „Lebensbaums“ zu studieren und dem Leser die ungeheure Welt

seiner außergewöhnlichen Eigenschaften zu erschließen! Das war eine Arbeit, von der die Newskaja schon seit langem träumte.

Den Eukalyptus hielt die Newskaja für das wertvollste aller tropischen Gewächse. Nicht von ungefähr nannten die Engländer den Eukalyptus den Diamanten der Wälder.

In der Kolchis wurden die Eukalypten im Laufe von zwei Jahren zu sieben Meter hohen, starken Bäumen. Sie wuchsen mit phantastischer Geschwindigkeit. Alte Eukalypten erreichten die Höhe des Kölner Doms, die schwindelerregende Höhe von 150 Meter.

Ebenso mächtig wie in die Höhe wuchsen die Eukalypten auch in die Breite. Vor kurzem hatte die Newskaja die Jahresringe auf dem Stumpf eines abgesägten Eukalyptus gemessen. Sie hatte keine Jahresringe von weniger als drei Zentimeter Dicke gefunden.

Dieser Baum war geradezu beängstigend mit seiner furchtbaren Lebenskraft und seinem Reichtum an mannigfaltigen und wertvollen Eigenschaften. Die Newskaja wußte, daß ein fünfjähriger Eukalyptus mehr Holzstoff liefert als zweihundertjährige Fichten und Tannen Rußlands. Ein Eukalyptusbaum liefert ebensoviel Holzstoff wie eine drei Hektar große Waldfläche in Zentralrußland. Zeitweise kam es sogar der Newskaja unwahrscheinlich vor, aber das stimmte ganz genau.

Das Eukalyptusholz gilt für unverwüßlich. Es fault nicht. Nie nisten sich in ihm Insekten oder Holzwürmer ein. Pfähle aus Eukalyptusholz, die dreißig Jahre im Seewasser gestanden haben, erweisen sich als ebenso frisch wie an dem Tage, an dem sie eingerammt wurden. In Australien halten Eisenbahnschwellen aus Eukalyptusholz doppelt und dreifach so lange wie die Schwellen in Rußland. An Härte übertrifft der Eukalyptus die Eiche und den schwarzen Nußbaum.

Die Newskaja erinnerte sich der Erzählungen Tschops von Segelschiffen mit Masten aus Eukalyptusholz. In den furchtbaren Stürmen der vierziger Breitengrade — sie werden von den Seeleuten „donnernde Stürme“ genannt — geben die Masten aus Eukalyptus nur einen surrenden Laut von sich und bleiben ebenso gerade und aufrecht wie bei völliger Windstille. Auch das genaueste Meßinstrument würde an diesen Masten wahrscheinlich keine Durchbiegung feststellen können. Masten aus Fichtenholz werden aber von den Stürmen der vierziger Breitengrade zuweilen glatt wegrasiert.

Moskau mit Eukalyptusholz gepflastert, das müßte wunderbar sein, dachte die Newskaja. Pflastern doch die Engländer London mit diesem herrlichen Holz. Straßenpflaster aus Eukalyptusholz desinfiziert die Stadt.

Die Blätter des Eukalyptus sind immer mit dem Rand der Sonne zugekehrt. In Eukalyptuswäldern gibt es keinen Schatten. Der Eukalyptus ist der beste

Baum für die Trockenlegung der Sümpfe. Sein schweres, gewichtiges Laub bringt ungeheure Wassermengen zum Verdunsten. Der Eukalyptus fürchtet weder Föhn noch Regen und wächst auf jedem Boden.

Die Malariamücke kann den Äthergeruch der Eukalyptusblätter nicht vertragen. Der Eukalyptus tötet die Malaria. Vielleicht ist das der Grund, weshalb man ihn in den Tropen den Lebensbaum nennt.

Es war dunkel geworden. Die Newskaja erhob den Kopf und sah auf die Uhr. Die Uhr tickte bescheiden in der Stille des in einem Meer von Pflanzen gefangenen kleinen Hauses. Es war erst fünf Uhr. Weshalb war es so dunkel?

Die Newskaja sah zum Fenster hinaus. Eine blaugraue Wolke zog hoch über dem Meer herauf. In der lastenden Schwüle verhallte ein langgezogener Donner. Von der Wolke kam ein Wind herübergeweht. Das glänzende, fast schwarze, mit einer dünnen Wachsschicht überzogene Laub der tropischen Pflanzen geriet in Erregung und begann zu rascheln.

„Gleich wird es gießen“, sagte eine Stimme hinter dem Fenster.

In demselben Augenblick fuhr aus der Wolke ein riesiger, verästelter Blitz, wie wenn ein goldenes Glas gesprungen und in tausend Stücke zersplittert wäre. Diese Tausende von Splittern, diese irren Augenblickslichter blitzten in den Zitronenbäumen auf, und der Newskaja kam es vor, als wären es keine Blitzreflexe, sondern ganze Trauben von blendend leuchtenden Zitronen gewesen.

Der Wind huschte durchs Fenster, bauschte die Vorhänge auf und war wieder weg. Wieder schlug ein Blitz ein, und vernehmlicher und viel majestätischer als früher rollte unter dem Himmel der Donner.

Die Newskaja beeilte sich, nach Hause zu kommen. Solch ein Wolkenbruch konnte vierundzwanzig Stunden dauern. Sie ging durch die Straßen, wo schon der Wind hauste, und erinnerte sich an den ersten Donnerschlag. Ihr war, als habe ihr der Blitz die künftige Kolchis in der ganzen Pracht ihrer goldenen Früchte gezeigt.

Zu Hause sagte ihr Tschop, daß starke Regenfälle im Anzug seien. Das Barometer fiel. Die Nacht verging, ohne daß es regnete, und am Morgen beschloß die Newskaja, nach Tschaladidi hinauszufahren. Sie dachte, daß sie noch vor dem Regen zurück sein würde.

## DIE LENINBÜSTE

Gabunia las Hippokrates. In seinen freien Stunden schrieb er eine wissenschaftliche Abhandlung über die Kolchis und studierte zu diesem Zweck moderne und alte Geographen: Strabo, Hippokrates und Homer.

Gabunia versicherte, daß die „Ilias“ eine glänzende Wetterkarte aus der Zeit des trojanischen Krieges enthalte. Mit feierlicher Genauigkeit habe Homer Tag für Tag die Bewegung der Winde und Wolken beschrieben. Einer unserer hervorragendsten Gelehrten habe, nachdem er Homer gelesen, eine Übersicht über den atmosphärischen Druck zu jenen sagenhaften Zeiten aufgestellt und sei zu der Schlußfolgerung gelangt, daß über den Archipelagos ein Zyklon hinweggegangen sei und die Schiffe der Achäer auseinandergetrieben habe.

„Das Land der am Flusse Phasis lebenden Völker“, las Gabunia, „ist sumpfig, heiß, bewaldet und voller Feuchtigkeit. Zu jeder Jahreszeit gehen dort starke Regengüsse nieder. Die Menschen verbringen ihr Leben in den Sümpfen. Mitten auf dem Wasser bauen sie sich ihre Behausung aus Reisig. Sie durchfahren ihr Land auf Flüssen und Kanälen, deren es dort eine große Zahl gibt, und benutzen dazu Kähne aus ausgehöhlten Baumstämmen. Sie genießen das warme, stehende Wasser, das vom Regen zurückbleibt und in der Sonnenglut fault. Es wehen dort Südwinde, manchmal aber auch ein Ostwind, der stark, heiß und unangenehm ist. Man nennt ihn ‚Kenchron‘.“

„Sie genießen das warme stehende Wasser, das in der Sonnenglut fault“, wiederholte Gabunia und schimpfte. Den Sodageschmack dieses Wassers kannte er nur zu gut. Er war überzeugt, daß er sich durch dieses Wasser das Fieber geholt hatte.

Gabunia machte die Fenster weit auf. Es war schwül. Die Luft roch nach Vanille. Dieser leichte Geruch trat immer vor starken Regenfällen auf.

„Irgendwo zieht sich ein Gewitter zusammen“, dachte Gabunia und schlug die Seite um.

Der Kolonnenführer Micha trat ein. Seine Augen irrten unruhig umher, er zupfte an seinem zerrissenen Tscherkessenrock. Mit weichen Schritten ging er zum Barometer und klopfte mit gelbem Fingernagel an das Glas. Seine Augen wurden schmal und trübe; das Barometer fiel mit der Beharrlichkeit eines Uhrgewichts.



„Es wird gießen. Spürst du, wie stark es riecht?“ sagte Micha und lächelte schief. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln, auch in den unangenehmsten Augenblicken des Lebens. „Das Wasser wird vom Gebirge herunterkommen, Schaliko, und alles in der Welt niederreißen.“

Gabunia schwieg.

„Der rote Engländer ist nicht gekommen“, sagte Micha und besah sich in der Glasscheibe des Barometers. „Dieses Fieber hat mich gelb gemacht wie einen Kanarienvogel.“

Gabunia hob den Kopf. Im fünften Revier hatten sich die Dämme an den Ufern des Kanals um einen Meter gesenkt. Da mußte man schleunigst nachschütten. Die Leute würden es sicherlich nicht schaffen. Dem einzigen Exkavator im Revier fehlte es an einem wichtigen Ersatzteil. Sjoma war zur Stadt gefahren, um ihn zu holen, und war noch nicht zurückgekehrt.

„Was können die Leute schon schaffen, wo sie doch alle die Malaria haben“, murmelte Micha und trocknete sich den Schweiß.

Die Luft einer riesigen, stickigen Badestube brütete über diesem verfluchten Land. Micha spuckte auf den Fußboden aus.

„Ich höre“, erwiderte Gabunia.

Er überlegte. Die Wälder vor seinen Fenstern verschmachteten vor Glut und Miasmen. Der Himmel hing über ihnen wie eine blinde, bleierne Kuppel. In der Ferne seufzte, deutlich vernehmbar, der Donner auf.

„So, so.“ Nach alter Gewohnheit kritzelte Gabunia auf den Hippokrates mit Bleistift rasch ein paar Berechnungen. „In zwei Stunden fängt der Regen an. In drei Stunden ist das Wasser vom Gebirge da. Man muß den fehlenden Ersatzteil für den Exkavator in der Werkstatt herstellen. Aber woraus, zum Teufel noch einmal? Dazu braucht man Bronze.“

Gabunia spürte das Herannahen der Malaria. Das Blut summte ihm im Körper, wie wenn er Mücken in den Adern hätte. Er hätte sich hinlegen, die Decke über den Kopf ziehen und an gar nichts denken mögen.

Der erste Windstoß fuhr durch die Wälder, dann wurde es wieder totenstill.

„Alle Mann zum fünften Revier, Kazol!“ sagte Gabunia heiser. „Alle, bis auf den letzten, auch Frauen! Und dann, wir müssen sofort Bronze auftreiben, ganz gleich, wo!“

„Hol!“ Micha schüttelte den Kopf. „Nach Tschaladidi sind es sieben Werst, dort haben sie eine Bronzeglocke auf der Station. Brauchst nur ein Wort zu sagen. Ich gehe sofort hin. Ich nehme die Glocke ab, daß es keiner merkt.“

„Dummheiten!“ Gabunia machte eine abwehrende Gebärde. „Schnell! Alle zum fünften Revier! Na!“

Micha rannte hinaus und sofort hörte Gabunia hastiges Läuten und Rufe. Micha schlug mit einer eisernen Stange gegen ein Schienenstück, das die Glocke ersetzte, und schrie mit gellender Stimme:

„Fünftes Revier, fünftes Revier!“

Eine Minute später liefen die mingrelischen Arbeiter aus den Baracken zum Kanal. Sie hatten sich Säcke über den Kopf geworfen. Die Lianen rissen ihre Fußlappen in Fetzen und zerschnitten ihre Stiefel wie mit Rasiermessern. Spaten klirrten an den Baumstämmen.

Gabunia streute sich rauhe Chininkristalle auf die Zunge, trank Wasser nach und begann langsam den steifgewordenen Segeltuchmantel anzuziehen. Sein Gesicht brannte.

Er blickte durchs Fenster. Eine Wolke zog wie eine schwarze Mauer vom Westen herauf und verdeckte schon die Sonne. Der Saum der Wolke rauchte. Der Rauch sah wie schmutzige Watteflocken aus.

Die Wälder schwiegen. Grabesstille sauste in Gabunias Gehirn wie zähes, klebriges Blut. Die Schläfen schmerzten ihn.

„Kommt das vom Chinin?“ dachte Gabunia und rieb sich die Stirn, um die schlaffen Malariagedanken zu verscheuchen.

Was tun? Die Leute würden nicht einmal die Hälfte der Arbeit bewältigen. Außer Micha war kein Helfer da. Abaschidse war mit den Arbeitern und Gufia fortgegangen, um die Sümpfe an den Ufern des türkischen Kanals Nedoard zu erforschen. Überraschte sie dort der Regen, so waren sie verloren.

Es waren zwei Mann geblieben, er und Micha. Micha war feige. Er war dadurch berühmt geworden, daß er während des Krieges aus einer rostigen Smith-Pistole auf den deutschen Kreuzer „Gäben“ gefeuert hatte.

Die „Gäben“ war vor Poti erschienen und hatte Feuer aus schwerem Geschütz auf die Stadt eröffnet. Auf dem Markt, wo Micha mit Tabak handelte, brach eine Panik aus.

Da zog Micha einen Revolver und schoß sieben Kugeln auf den gepanzerten Kreuzer ab. Die Kugeln erreichten den Kreuzer nicht einmal, er lag eine Kabellänge von der Küste entfernt. Micha hatte vor Angst den Verstand verloren. Er glaubte, daß er sich verteidigte.

Zufällig stellte der Kreuzer nach Michas Schüssen das Feuer ein und dampfte ab. Seither hielt ganz Poti Micha für einen tapferen Mann. Aber Gabunia wußte, daß er ein fürchterlicher Feigling war. Auf ihn war kein Verlaß. Er hatte sich nur darum erboten, die Glocke auf der Station zu stehlen, um aus den Wäldern auf eine Anhöhe zu fliehen. Die Station würde nicht überschwemmt werden.

Und dieser verfluchte rothaarige Engländer hatte sich wahrscheinlich in der Stadt besoffen und brachte den Ersatzteil für den Exkavator nicht.

„Was mache ich denn?“ Gabunia überließ es eiskalt. Er hatte plötzlich das Gefühl, als sei eine Stunde vergangen, obgleich es in Wirklichkeit nur zwei Minuten waren. „Ich muß in die Werkstatt. Wir müssen Bronze auf-treiben.“

Ein langer Schmerz krampfte ihm die Knochen in den Beinen zusammen und lief in feinem Zittern über das Rückgrat. Wankend trat Gabunia auf die Veranda.

Er warf einen Blick nach dem Westen. Undurchdringliche Finsternis wogte über den Wäldern. Die Wälder waren vor Schrecken bleich geworden, das Grün der Erlen war ganz hell. Fern und dumpf dröhnte und bebte die Erde. Ein unheilvolles Grollen kam näher, als rückten Ozeane gegen die Kolchis vor. Ein weißlicher, wilder Blitz peitschte in den Sumpf.

Gabunia klapperte mit den Zähnen, sein Kopf zitterte. Eisige Kälte kroch ihm langsam unter die Schädeldecke. Schüttelfrost! Davor fürchtete er sich am meisten.

Es begann rasch zu dunkeln, aber in den Fenstern der Baracken flammte kein einziges Licht auf: alle Arbeiter waren am Kanal.

Gabunia ging zur Feldwerkstätte. Man rief ihn an. Er sah sich um. Die Dämmerung verdichtete sich. Oben erwachte ein Wind, er wehte graue Wolkensträhnen und dürre Blätter vor sich her.

Gabunia preßte sich die Stirn zusammen, um das Zittern zu unterdrücken, sah genauer hin und seufzte erleichtert auf. Er hatte Newskaja erkannt. Ihre Stiefel waren von Lianen zerkratzt, ihr Regenmantel zerrissen.

„Ich hatte Angst, daß ich die Station nicht mehr erreichen würde“, sagte sie keuchend. „Ich kann da gar nicht hinsehen“, sie wies mit einer Kopfbewegung auf die Wolken, „das Herz steht einem still.“

Gabunia lächelte schmerzlich.

„Kommen Sie zu mir, in die Baracke dort, wo die Antenne ist.“

„Sie haben Fieber“, sagte Newskaja. „Warum ist ringsum kein Mensch?“

„Alle sind am Kanal. Wenn die Dämme nur nicht durchbrochen werden! Der Exkavator funktioniert nicht. Sjoma ist mit den Ersatzteilen in der Stadt steckengeblieben. Ich komme gleich zurück. Sie haben sich aber für Ihren Besuch die richtige Zeit ausgesucht!“

Gabunia merkte, wie Newskajas Gesicht zuckte. Er begriff, daß er sie verletzt hatte. Wie unangebracht und wie albern war doch das alles!

„Gehen Sie in die Baracke!“ schrie er fast. „Warten Sie auf mich, ich bin gleich da.“

Newskaja ging schnell zur Baracke. Sie hatte die Brauen zusammengezogen, ihre Lippen zitterten. Glaubte dieser langaufgeschossene Jüngling wirklich, daß sie bei Gefahr nicht fähig sei, genau so wie alle anderen zu arbeiten? Diese blödsinnige kaukasische Ritterlichkeit!

Sie blieb vor der Baracke stehen und sah auf den Kanal. Er durchschnitt die Urwälder wie ein breiter Fluß und war fünfzig Kilometer lang. In seinem Wasser spiegelte sich der rauchige Himmel mit den sich übereinandertürmenden schweren Wolken.

Ein Vogel schwirrte mit weinendem Schrei dicht über der Erde vorbei und streifte Newskaja mit dem Flügel. Der Vogel flog ins Gebirge, er flog vor dem Gewitter.

Newskaja betrat die Baracke. In Gabunias Zimmer brannte ein Spirituskocher. Er verbreitete bläulichen Schein. Newskaja schaute sich um. Bücher, Barometer, schwere Wasserstiefel, Karten und eine kleine Leninbüste auf einem ungehobelten Wandbrett.

Die Fensterflügel knallten zu. Die Wälder schwankten und begannen dumpf zu raunen. Ein Wind ging über die Wipfel hinweg und beugte sie zur Erde.

Gabunia trat ein. Sein erdfarbenes Gesicht zuckte in einem nervösen Tick. Seine Augen glänzten trocken.

„Hören Sie“, sagte er schnell und undeutlich. „Nur hundert mingrelische Arbeiter ... Jawohl, diese hundert Arbeiter, Sie und ich, wir müssen diesen ganzen Teil der Kolchis vor der Überschwemmung retten. Ringsum ist auf Dutzende von Kilometer ... und noch weiter ... keine Menschenseele. Der Exkavator funktioniert nicht ... Werden mit bloßen Händen arbeiten müssen. Keine Bronze. Der Matrose wird nicht so weit kommen, in zehn Minuten geht ein Wolkenbruch los. Werden Sie es aushalten?“

„Wenn Sie nicht Malaria hätten, würden Sie nicht solche Fragen stellen“, antwortete Newskaja sanft. „Ist nichts Schlimmes dabei. Wird schon alles werden.“

Gabunia lachte zornig.

„Nichts Schlimmes?“ fragte er. „Mir gefällt Ihre Sicherheit. Ehrenwort! Na schön. Gehen wir.“

Ein Blitz flammte auf, und in seinem jähen Aufflackern erblickte Gabunia die Leninbüste auf dem Holzregal. Lenin lächelte kaum merklich mit leicht zusammengedrängten Augen und sah Gabunia forschend an.

Gabunia klammerte sich am Tisch fest. Sein Blick wurde trübe.

„Bronze“, sagte er leise und so heiser, daß Newskaja nur ein Schluchzen hörte. „Da ist ja Bronze! Ich Narr!“

Er nahm die Büste und lächelte. Newskaja verfolgte Gabunias Gebaren mit Besorgnis. Ihr kam es vor, als verliere er den Verstand.

Vor den Fenstern wogte dichte, vom feinen Regen schraffierte Dämmerung. Der Wolkenbruch zögerte noch.

„Einschmelzen, den Nabenring gießen, abfeilen — das wird mehr als drei Stunden in Anspruch nehmen, aber es gibt keinen anderen Ausweg“, sagte Gabunia langsam und betrachtete die Büste. „An meiner Stelle hätte er dasselbe getan.“

„Wer er?“ fragte Newskaja.

„Lenin.“

Gabunia ging rasch hinaus. Er ging in die Feldwerkstätte und warf die Bronze behutsam in die glühende Esse.

Zwei mingrelische Arbeiter sahen Gabunia finster an und wandten sich ab. Sie hatten alles gemerkt, schwiegen aber. Das Feuer erhellte ihre düsteren Gesichter.

Gabunia befahl kurz, einen Nabenring anzufertigen und ihn um jeden Preis zum Exkavator zu bringen.

„Ho“, antwortete der alte Gießer und nickte Gabunia zu. „Werden alles machen, Genosse. Kannst ruhig gehen.“

Und als habe er nur auf diese Worte gewartet, brach der Regen los. Er rauschte und strömte in gleichmäßigen Wasserfällen vom Himmel herunter. Man konnte nicht weiter als zwanzig Schritt sehen.

Das warme, Brechreiz erregende Wasser schluckend, ging Gabunia zur Baracke, um Newskaja zu holen. Er glitt immerfort aus und fluchte. Ihm war, als sei das Schwarze Meer zum Himmel aufgestiegen und werde sich vierzig Tage und vierzig Nächte lang auf die Erde ergießen.

Newskaja wartete auf Gabunia. Der Regen prasselte dröhnend auf das Dach und rann wie glänzende Tinte über die Scheiben. Newskaja zündete die Petroleumlampe an. Das Telephon klingelte. Eine aufgeregte Stimme rief in den Hörer:

„Hier Kwalonil! Die Wassermassen kommen von den Bergen herunter, Schaliko. Man hat direkt Angst hinzusehen! Hast du Leute im fünften Revier?“

„Ja“, schrie Newskaja hinein. Die Stimme antwortete nicht.

Sie hängte ab und begriff, daß Gabunia, sie und die Arbeiter — ein winziges, in die Wälder und Sümpfe verschlagenes Häuflein Menschen — von diesem Augenblick an von der ganzen Welt abgeschnitten waren. Eine Hilfe gab es nicht und konnte es nicht geben.

Der Regen raste. Er schlug einen immer tieferen Ton an und verstärkte sich zusehends. Von Zeit zu Zeit flammten die Wolken im düsteren Wider-

schein der Blitze auf, und in plumpen Sätzen über die Berge stolpernd rollte der Donner.

Eine halbe Stunde später hatten Newskaja und Gabunia das fünfte Revier erreicht.

In der undurchdringlichen Finsternis brüllte der Regen und schrien heiser die Arbeiter. Keine Laterne brannte. Das einzige Lichtsignal hing am Exkavator. Aber der Exkavator funktionierte nicht.

Die Menschen schippten im Dunkel, ohne etwas zu sehen. Sie atmeten heiser, spuckten und schleuderten die Erde mit einer Erbitterung, als grüben sie sich im Trommelfeuer ein.

Es war, als gäbe es ringsum keine Erde, keine Wälder, keinen Himmel, keine Luft, nichts als ein schlüpfriges Urchaos.

Der Kanal tobte. Gabunia ließ eine elektrische Taschenlampe auf-flammen und richtete ihren Lichtstrahl auf die Nivellierlatte, die im Grunde des Kanals steckte. Das Wasser wälzte sich in schmutzigen Wellen durch den Kanal wie durch ein Abflußrohr. Es schleppte knorrige Äste und geknickte Bäume mit.

„Micha“, schrie Gabunia, „wie schnell steigt es?“

„Zwei Zentimeter in der Minute, Kazo“, antwortete Micha aus dem Dunkel und ließ am Rande des Kanals seine trübe Laterne aufblitzen. Das Wasser floß zwei Meter unter dem Deichkamm.

Gabunia rechnete nach. Noch anderthalb Stunden, und im fünften Revier würde das Wasser über die Dämme fluten, sie wegspülen, in die Wälder fließen und diesen ganzen Teil der Kolchis, der den Namen Horga trägt, in einen schmutzigen See verwandeln.

„Wenn bloß der Regen nicht noch stärker wird!“

Gabunia zitterte vor Kälte. Das Wasser rann in Strömen über seinen Mantel und quatschte in den Stiefeln. Er nahm seine Mütze ab und warf sie in den Schmutz; sie war durchweicht und drückte mit eiserner Schwere auf seinen Kopf.

Newskaja hatte nicht gemerkt, wieviel Zeit vergangen war, bis im Kanal ein seltsames Dröhnen und Zischen begann. Mit gleicher Wut wie die Mingrelen schleuderte sie mit ihrem Spaten Erdklumpen. Die Haare fielen ihr ins Gesicht und hinderten sie am Atmen. Sie strich sie mit der mit flüssigem Lehm beschmierten Hand zurück. Die Haare klebten zusammen. Für einen Augenblick verspürte sie eine Erleichterung.

Newskaja hörte ringsum den pfeifenden Atem der Leute, das Klirren der Spaten, das schwere Aufklatschen der feuchten Erde, die Schreie Michas und die rasche Kehlstimme Gabunias. Ab und zu schlugen ihr Regen und Wind mit voller Wucht auf den Rücken. Sie glitt aus und fiel in den flüssigen Dreck.

Die Dämme rutschten, die Arbeit schien zwecklos.

Plötzlich zischte das Wasser im Kanal unheilvoll auf. Gabunia leuchtete schnell auf die Latte. Das Wasser schäumte an der Latte und stieg so schnell, daß man das sehen konnte.

„Baumstämme haben sich gestaut!“ rief Gabunia. „Der Abfluß ist verstopft!“

Er stürzte zum Boot. Aufrecht stehend, wie die Jungen im Norden Eisberge hinunterrutschen, glitt er über die Lehmböschung in das Boot hinab. Hinter ihm krochen Micha und einige Arbeiter hinunter.

„Äxte her“, schrie Gabunia.

Die Mingrelen hörten nicht auf zu arbeiten. Die Strömung riß das Boot los, es wirbelte noch ein paarmal herum und verschwand im Dunkel.

„Wenn sie nur die Sperre wegräumen, wenn sie sie nur wegräumen!“ murmelte Newskaja und schleuderte Erdklumpen.

Ein verspäteter Blitz fuhr aus den Wolken. Newskaja erblickte graue Ozeane, die senkrecht vom Himmel strömten, lehmbeschmierte Menschen, die bis an die Knöchel im Wasser standen, und rasende Fluten, die an den Kämme der Dämme leckten. Ihr schien, als ergieße sich das Wasser an einigen Stellen schon über den Damm.

Ein langgedehnter Donner rollte vom Meer zu den Bergen und erschütterte den Himmel. Der Regen fiel noch dichter herab. In der Ferne schrien Arbeiter auf. Ein schwarzer Schatten lief, mit betäubendem Quatschen die Füße vom Boden losreißend, über den Lehm. Ein Knabe, der neben Newskaja stand, warf den Spaten hin und begann durchdringend zu weinen.

„Weg! Hilft alles nichts“, rief eine dumpfe Stimme.

Unten am Kanal klopfen hastig die Äxte. Dort räumten Gabunia und die Arbeiter die Sperre weg. „Was ist los?“ schrie Newskaja.

„Einer ist ins Wasser gefallen, weggespült, zum Teufel!“ gab eine hastige Stimme auf russisch zurück. „Arbeite, Mädels, schwatz nicht.“

Das Keuchen der Leute klang wie Todesröcheln. Die Erde haftete an den Spaten wie Leim. Newskaja wurde schwindlig.

Sie hörte die Stimme des zurückgekehrten Gabunia. Er beruhigte die Arbeiter und scherzte sogar. Die Sperre war weggeräumt, aber das Wasser stieg immer noch.

Gabunia kletterte auf den Damm. Das Wasser floß zwanzig Zentimeter unterhalb des Kamms. Gabunia horchte. Er wollte nach dem Gehör feststellen, ob der Regen nicht nachließ. Aber der Regen dröhnte mit alter Beharrlichkeit.

Gabunia ging langsam über den Damm und stolperte über einen Spalt. Darin quoll Wasser. Plötzlich begriff Gabunia mit seinem ganzen Wesen, daß das Wasser den Damm gerade an dieser Stelle durchbrechen würde.

„Chabarda!“ rief Gabunia. „Micha, Arbeiter her, schneller.“

Micha lief herbei und schoß in die Luft: das war das verabredete Alarmzeichen. Die Leute liefen zu Gabunia, mit Spaten wehrten sie sich gegen die Lianen wie gegen stumme Hunde.

Gabunia wandte sich dem unsichtbaren Meer zu, woher der Regen kam, preßte die Zähne zusammen und drohte mit der Faust ins Dunkle.

„Bei mir läßt du das bleiben, du Aas“, sagte er leise und lachte. Die Malaria verwirrte seine Gedanken. Er phantasierte im Fieber.

Die Arbeiter warfen den Spalt rasch mit Erde zu. Micha gab einige Schritte von Gabunia entfernt wieder einen Schuß ab. Er hatte eine andere Stelle entdeckt, wo das Wasser noch stärker durchsickerte.

„Hat alles keinen Zweck!“ murmelte Gabunia und zog die Füße mit Anstrengung aus dem Lehm. Er konnte nicht mehr gehen. Er wankte und setzte sich in den flüssigen Schlamm, die Hände auf den Boden gestützt. Die Hände glitten aus. Mit einer letzten Willensanstrengung vermochte er sich hochzureißen, aber die Beine gehorchten ihm nicht. Er legte sich flach auf die Erde und stieß einen Fluch aus. Das Fieber schüttelte und schleuderte ihn herum, wie das Wasser im Kanal faule Baumstücke herumschleuderte.

„Malariahelden...“, flüsterte Gabunia und schloß die Augen. „Micha wird es schaffen.“

Grüne Flecke schwirrten im Dunkeln durcheinander. Gabunia hörte einen dritten Schuß. Jemand stolperte über ihn und schrie auf. Ihm war, als sei es Newskaja gewesen. Er röchelte und spie in einem fort schmutziges Wasser und Lehm aus. Jemand richtete ihn auf und brachte ihn in Sitzstellung.

Dann hörte er verzweifelte Schreie und das schwere Quatschen der Schritte von laufenden Menschen und dachte gleichgültig, die Dämme seien nun wohl durchbrochen, und gleich werde ihn der flüssige Lehm verschlucken, und Wasser werde über ihn hinwegfluten.

Er schlug die Augen auf und fuhr zurück. Ein durchdringend weißer Stern kroch mit klirrendem Getöse aus dem Walde auf ihn zu.

Das Lichtsignal!

Gabunia erhob sich von der Erde. Er merkte nicht, wie ihn jemand behutsam an der Schulter stützte. Er starrte auf den Stern und weinte. Er schämte sich nicht. Die Malaria und diese verrückte Nacht hatten ihn völlig erschöpft. Und außerdem: wer würde die Tränen auf seinem lehmbeschmierten Gesicht sehen können!

Der Exkavator wickelte Berge von Lehm um seine Raupen, klirrte mit den Ketten, rasselte wie eine schwere Batterie und kroch rasch zum fünften Revier. Oben auf dem Pfeil trug er ein blendendes Licht.

Der Exkavator pffte und dröhnte vor irrsinniger Spannung. Die Arbeiter



traten zurück. Der Exkavator trug schnell einen Riesenlöffel mit feuchtem Lehm über die Köpfe der Menschen hinweg, warf ihn schwerfällig auf den Damm und verstopfte die Bruchstelle.

Der begeisterte Aufschrei der Leute schien den Regen aufzuhalten.

Gabunia sah erhobene Arme, blasse Gesichter, zerrissene Mäntel. Er sah, wie ein alter Mingrele seine zitternden Hände der Maschine entgegensetzte.

Er sah Sjoma bis zum Gürtel entblößt, mit zusammengepreßten Zähnen.

Die drei dunklen Flecke auf Sjomas Brust durchschnitt ein blutiger Striemen. Mit aller Kraft lenkte er die Griffe, und sein Gesicht war nicht wiederzuerkennen: die Kaumuskel rollten unter der bleichen Haut und die Augen waren zu schmalen Ritzen geworden.

Nur für einen Augenblick riß er sich von den Griffen los, hob die Hand und rief auf englisch ohne den Schatten eines Lächelns:

„Hallo! Wir leben noch, Ladies und Gentlemen!“

Die Arbeiter begannen wieder mit den Spaten zu klirren. Die Arbeit ging mit neuer Kraft weiter.

Der mingrelische Gießer sprang von dem Exkavator herunter und trat auf Gabunia zu:

„Siehst du, der Engländer ist uns zuvorgekommen. Er ist wie ein Schakal aus dem Wald gesprungen und hat die Maschine in Gang gesetzt. Wie er von der Station hierhergekommen ist, verstehe ich nicht, Kazo. Ganz nackt und blutig über und über.“

Gabunia lächelte, und plötzlich vernahm er die Stille. Er spürte sie, noch ehe er begriffen hatte, was geschehen war.

Der Regen hatte mit einemmal aufgehört. Ringsum breitete sich das tiefe Schweigen der reingewaschenen Wälder aus.

Gabunia wankte und verlor das Bewußtsein.

## DIE LETZTE ÜBERSCHWEMMUNG

In der Funkerkabine der Hafenfunkstation brannten milchig weiße Lampen. Das Radio zirpte wie ein Heimchen. Der Funker gab mit finsterem Gesicht und wütendem Achselzucken das Telegramm des Hafenvorstehers durch: rion und kapartscha über ihre ufer getreten stop wasserfluten überschwemmt vereinigt die stadt stop hafen allein außerhalb überschwemmungszone stop wasser steigt stop wasserstand auf straßen ein meter stop schickt eiligst dämpfer schwimmittel zur rettung der einwohner schlußpunkt.

Tschop zuckte die Achseln. Draußen tobte ein schwerer Sturm. Schwarze Wellen flogen über die Mole und schlugen mit voller Wucht gegen einen griechischen Dampfer, der im Hafen an der Ankerkette hin und her gezerrt wurde. Der Regen prasselte wie Maschinengewehrfeuer auf die wellblechernen Lagerschuppen.

Welcher Dampfer würde sich entschließen, aus Batum nach Poti auszufahren, und was für Schwimmittel meinte der Hafenvorsteher? Bei solchem Wetter würde nicht einmal ein Ozeandampfer wagen auszulaufen.

Tschop blickte düster drein. Ein blödsinniger Tag! Christophoridi war seit dem Morgen verschwunden, und Jolotschka saß allein. Tschop hatte ihr ein Märchenbuch gegeben, aber er wußte genau, daß Jolotschka nicht las, sondern sich fürchtete und ab und zu weinte. Wenn der Kapitän daran dachte, überlief es ihn kalt. Wie sollte sie sich auch nicht fürchten, wenn draußen alles so toll drunter und drüber ging: die Wellen trommelten fast gegen die Wände des Häuschens.

„Na warte nur, Halunke, wenn ich dich erst einmal kriegel!“ dachte Tschop und ächzte. Ein total verrückter Tag heute. Auf dem Wege zur Funkstation war er zweimal auf Schlangen gestoßen. Auf der Flucht vor der Überschwemmung kamen sie in den Hafen gekrochen und versteckten sich in den Manganerzhalden.

Tschop haßte alle Reptile, besonders Schlangen und Kröten. Er konnte nicht einmal marinierte Neunaugen sehen. Es fehlte nur noch, daß die Wildschweine aus den Sümpfen in den Hafen gelaufen kamen!

Der Funker war mit seinem Telegramm fertig und fragte:

„Na, wie hält sich der Hafenvorsteher? Hat wohl die Hosen voll?“

„Nein“, antwortete Tschop. „Er ist noch ganz gut in Form.“

Außerdem hatte Tschop noch eine dritte Unannehmlichkeit. Am Tage war eine Feluke mit Mandarinen an der Mole zerschellt. Auf der Feluke befand sich nur ein alter Türke. Man hatte ihn aus dem Wasser gezogen.

Dieser boshafte und kratzbürstige Alte war von dem Unfall ganz toll geworden und verlangte von Tschop, daß er eine Schaluppe ausschicken solle, um die Mandarinen wieder einzusammeln. Die Mandarinen hüpfen auf den Wellenkämmen durch den ganzen Hafen. Der Türke schwor, daß Tschop sich wegen der verlorenen Mandarinen vor Gericht zu verantworten haben würde. Tschop hatte ihn zum Teufel geschickt.

Die Matrosen eines griechischen Dampfers, der wie eine schwimmende Kaschemme aussah, so schmutzig war er und so sehr haftete ihm der Geruch von Hammelfleisch und Kaffee an, versuchten, die Mandarinen mit Eimern zu fischen, die sie an langen Stricken auswarfen. Der Dampfer schlingerte und zeigte alle Augenblicke sein schäbiges, gelbes, abgetretenes Deck.

Tschop konnte die griechischen Dampfer nicht ausstehen wegen des Schmutzes und der leidenschaftlichen Vorliebe der griechischen Seeleute für völlig unpassenden Anstrich. Auf himmelblaue Schlotte ließen sie riesige blutrote Rosen oder ganze Rosengewinde malen. Überhaupt machten die immer mit allerhand Girlanden und Putten vollgemalten Schlotte der griechischen Dampfer Tschop rasend. Das wollten Seeleute sein! Zitronenfritzen waren das!

Das Telephon klingelte. Tschop nahm den Hörer ab. Aus dem Manganhafen teilte man mit, daß das Blinkfeuer am Ende der Mole, dort, wo die Wellen mit der Leichtigkeit gereizter Katzen über den steinernen Damm sprangen, verloschen sei.

Tschop zog den schwarzen Uniformmantel über und ging hinaus. Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Wenn irgendein Dampfer auf die verrückte Idee käme, im Hafen vor dem Sturm Schutz zu suchen, würde er ohne das Blinkfeuer die Einfahrt verfehlen und auf die Klippen laufen.

Das Blinkfeuer wieder in Gang zu setzen, war fast unmöglich; der Wellengang ließ nicht zu, daß man sich der Mole näherte. In einer Sekunde würden sie die Schaluppe voll Wasser haben.

Tschop war am Ende der Anlegebrücke angelangt. Das Blinkfeuer brannte. Tschop beobachtete es lange. Das Feuer verlösch wieder und blieb länger als fünf Minuten aus. Es sollte aber regelmäßig alle zehn Sekunden blinken. Ganz klar, der Mechanismus war nicht in Ordnung!

Dann blinkte das Feuer wieder eine Weile ganz ordentlich, plötzlich war es aber wieder weg. Was zum Teufel sollte das heißen?

Tschop hob sein Fernglas an die Augen und erblickte einen Menschen, der vor den Wellen auf die Galerie des Blinkfeuers geflüchtet war.

Nun wurde Tschop vollends wild. Alles im Hafen war aus den Fugen! Wie kann der Mensch da bloß auf die Galerie! Es konnte nur eine Erklärung geben. Der Mann war an das Ende der Mole gegangen, hatte sich in irgendeine Beschäftigung oder einfach in Gedanken vertieft („möchte gerne wissen“, dachte Tschop, „was das für eine Beschäftigung ist, in die man sich auf der Mole beim Sturm vertiefen kann“) und hatte nicht bemerkt, daß der Wellengang immer stärker wurde. Als er sich umsah, stürzten die Wellen schon über die Mole, und der Weg zum Festland war abgeschnitten. Um sich vor dem Wasser zu retten, war der Mensch auf die Galerie des Blinkfeuers gestiegen; übrigens gab es dort eine eiserne Steigleiter. Bis zur Galerie schlugen die Wellen nicht auf. Der Mensch war klein, eine Art Zwerg.

„Möchte gerne wissen, was das für ein Aas ist“, murmelte Tschop. „Wegen eines solchen Rindviehs kann ein Dampfer an der Mole in Trümmer gehen. Verfluchte Schweinerei!“

Aber wie es denn auch war, der Mann mußte vom Blinkfeuer heruntergeholt werden.

Im Hafen waren nur zwei Schaluppen geblieben. Alle übrigen waren in die Stadt geschickt worden, um die Einwohner zu retten. Auf einer der Schaluppen näherte sich Tschop dem Blinkfeuer. Er hatte zwei Matrosen mitgenommen. Er fluchte auf den „dreifach mörderischen Kaukasus“ mit seinen Wolkenbrüchen und dem unruhigen Dienst.

Die Schaluppe machte mit Mühe fest, und Tschop zerzte, alles in der Welt verfluchend, den vor Kälte ganz erstarrten, heulenden Christophoridi von der Galerie herunter.

„Also du bist ja ein Taugenichts“, sagte er zu Christophoridi. „Totschlagen sollte man dich. Wie bist du bloß hinaufgekommen? Wohl wieder Fische geangelt?“

Christophoridi zitterte und flennte. Der Kapitän brachte ihn zu sich nach Hause, gab ihm trockene Kleider und goß ihm ein Gläschen Schnaps in den Mund. Dann befahl er Christophoridi, Tee aufzusetzen, und ging wieder.

Christophoridi schluchzte. Er hatte acht Stunden auf dem Blinkfeuer zugebracht. Das war das Fürchterlichste gewesen, was er je erlebt hatte.

Frühmorgens war er angeln gegangen. Die Fische bissen an, als wären sie dafür bezahlt. Auf der Mole war von der Hafenseite alles ruhig, aber hinter Christophoridis Rücken donnerte das Meer. Dann bekam er immer mehr Spritzer. Er stand auf und sah, daß an der Stelle, wo die Mole eine scharfe Biegung zur Küste machte, die Wellen springflutartig über sie hinwegflogen. Es gab keine Rettung. Christophoridi war von der ganzen Welt abgeschnitten.

Nun bekam er Angst. Das Donnern der Wellen, ihre grimmige Wut schreckten ihn. Ihm schien, daß sie die Mole hinwegspülen und ihn verschlingen würden.

Christophoridi stieg auf die Galerie des Blinkfeuers. Der Reflektor schützte ihn vor Spritzern. Von dem Sturmgeheul war er fast taub geworden. Er hat sich niemals vorgestellt, daß das Meer so betäubend und ungestüm lärmern könne.

Tschop kehrte in den Hafen zurück und fuhr einige Minuten später mit einem Motorboot in die Stadt.

Das Wasser stieg. Das Kraftwerk hatte ausgesetzt, und die Stadt versank im Dunkel. Nur der Hafen funkelt in grünen Lichtern, die leere, mit Gras bewachsene und mit salzigen Pfützen bedeckte Landungsplätze beleuchteten.

Das Boot durchschnitt mit Mühe die Fahrinne des Rion, wo das Wasser in Hügeln dahinrollte, als ob darunter den ganzen Fluß entlang eine Riesenschlange schwimme, und brach knatternd und fauchend in die unter Wasser stehenden Straßen ein.

In der Stadt war es trotz der Überschwemmung still. Fast alle Häuser standen auf Pfählen. Nur aus einigen Häusern mußten die Menschen in den Dom gebracht werden, den ersten Dom aus Eisenbeton in Europa, kurz vor dem Kriege von deutschen Ingenieuren erbaut. Er war eine Nachahmung der Sophienkirche in Konstantinopel.

Die meiste Arbeit machte das Vieh. Die Kühe und Pferde mußten in die oberen Stockwerke geschafft werden, und diese gefährliche Arbeit ging unter Jammern der Frauen und Fluchen der Matrosen vor sich.

Der Wolkenbruch ließ nach. In den Straßen schwammen Arbas. Das Wasser stand regungslos, mit unzähligen Blüten und Blättern bestreut. Die Frösche quakten von den Fensterbrettern und Zäunen herab. Als das Motorboot, starkes Kielwasser hinter sich lassend, in die breiten Ströme der Straßen hineinjagte, prasselten die Frösche ins Wasser, als hätte jemand eine Handvoll Erbsen hingeworfen.

Bei dem Wirtshaus „Hier findest du was zu essen“ sprang ein fetter Karpfen aus dem Wasser. Der Kapitän bedauerte, daß Christophoridi im Hafen geblieben war. Das wäre was für ihn gewesen. Man konnte von den Fenstern der eigenen Wohnung aus angeln.

Die Stadt sah ganz unwahrscheinlich aus. Beim Fahren leuchtete das Motorboot mit starken Scheinwerfern die Straßen ab. Das Wasser schillerte, im Wasser zappelten Fische, über dem Wasser blühten Rosen, und leichte Wellen plätscherten an den Fensterscheiben.

Kachiani rief Tschop vom Fenster aus an. Er bat, Pachomow zu suchen. Als die Überschwemmung begann, war der Alte zum Kolmationsrevier fortgestürzt. Als sie sich dem Revier näherten, dämmerte schon der Morgen herauf. Das Revier stand wie eine Festung, von allen Seiten von Wasser umgeben. Die Schieusen standen offen, die Dämme ragten nur wenige Zentimeter über dem Wasser hervor, aber sie hielten stand.

Pachomow stand mit einigen Arbeitern an der ersten Schleuse. Er blickte auf den unübersehbaren, trüben See, der sich bis zum Horizont erstreckte, auf das vom Wolkenbruch unter Wasser gesetzte Land, und lächelte. In der dunstigen Dämmerung sah Pachomows Gesicht grau aus.

„Worüber lächeln Sie?“ fragte der Kapitän und dachte: „Gerade die richtige Zeit zum Lächeln; ist das ein wunderlicher Kauz!“

„Die Dämme haben gehalten“, antwortete Pachomow. „Das Revier ist nicht beschädigt. Aber bei Gabunia in Tschaladidi muß es grauenhaft gewesen sein. Dort hatten sie ein höllische Strömung.“

„Tja, muß nicht gerade heiter gewesen sein“, murmelte der Kapitän und wurde, er wußte nicht warum, unruhig, als er sich der zu Hause gebliebenen Kinder erinnerte.

Pachomow weigerte sich, nach Hause zu fahren. Er wies Tschop auf die langsam aufsteigende, nebelverschleierte Sonne hin. Das ganze in eine Lagune verwandelte Land zu ihren Füßen blitzte in jähem weißem Feuer auf.

„Schade“, sagte Pachomow. „Was für ein Schauspiel! In einem Monat werden wir die Dünen durch den Kanal durchstochen haben, und die Überschwemmungen werden für immer aus den Annalen dieses Landes verschwinden. Sie wohnen der letzten Überschwemmung bei. Denken Sie daran!“

„Na, Gott sei Dank“, brummte Tschop. „Los, Jungens.“

Jolotschka konnte lange nicht einschlafen. Sie saß im Bett und las die Märchen, die Tschop ihr zurückgelassen hatte. In der Küche schlief Christophoridi. Er hatte sich mit einem ganzen Berg von alten Mänteln und Decken des Kapitäns zugedeckt, war warm geworden und schnarchte fürchterlich.

Jolotschka las, wie ein junges Mädchen zu einem grauköpfigen Spielzeugmacher ins Zimmer trat. Das Zimmer war so klein, daß die Schleppe des herrlichen Festkleides des Mädchens keinen Platz darin hatte.

Der Spielzeugmacher war blind, mit seinen tastenden Händen schnitzte er aus Holz Pferdchen und Pioniere. Er sagte zu dem Mädchen:

„Ich fühle, daß Sie lächeln, und ich weiß, daß Ihrer das Glück wartet. Es tut mir leid, daß ich blind bin und mich nicht daran erfreuen kann, in Ihre glücklichen Augen zu sehen.“

Im Hafen jaulte die Sirene des griechischen Dampfers auf. Jolotschka zuckte zusammen und begann zu weinen. Mama war schon seit gestern fort. Tschop war nicht da. Und außerdem tat ihr der blinde Spielzeugmacher sehr leid. Warum war er bloß blind!

Jolotschka vergrub sich ins Kissen, weinte lange und schlief schließlich ein. Sie träumte, daß die Sonne in ihr Zimmer gekommen sei, aber dann war es wieder nicht die Sonne, sondern ein junges Mädchen in glänzendem Kleide, und das Zimmer war zu klein für die Schleppe dieses Kleides, und die Seide rauschte hinter der offenen Tür. Und das Mädchen sagte mit Mamas bekannter Stimme:

„Ich bin Ihnen ja so dankbar, Tschop, daß Sie sich mit Jolotschka abgegeben haben. Sie sind ein wunderbarer Mensch, Tschop.“

Hinter der offenen Tür des Hauses rauschte das Meer und spielte in blauen und grünen Seidenschleppen, die wie Pfauenfedern aussahen.

## KACHIANIS BERICHT

Berichte zu schreiben kostete Kachiani stets große Mühe, aber dafür zeichneten sie sich bei ihm durch mathematische Genauigkeit aus.

„Heftiger Südweststurm von Windstärke elf“, schrieb Kachiani, „verursachte einen starken Wellengang. In der Mündung des Flusses Kapartscha, drei Kilometer von Poti entfernt, schwemmte die Brandung einen riesigen Sandwall an, so daß sich der Fluß staute. Gleichzeitig setzte ein starker Wolkenbruch ein, der über sechs Stunden anhielt.“

Die Flüsse Rion, Kapartscha, Ziwa und Chopi, dutzende kleiner Flüsse nicht mitgerechnet, traten stürmisch über ihre Ufer und überschwemmten das ganze Küstengebiet der Kolchis.

In den Straßen der Stadt stieg das Wasser bis an das zweite Stockwerk der Häuser. Die durch die Überschwemmung aufgeschreckten Tiere stürzten in die Stadt und auf die Insel, auf der sich der Hafen befindet. Die Insel blieb von der Überschwemmung verschont. In besonders großer Zahl stellten sich Schlangen ein.

Die Überschwemmung hat unseren Trockenlegungsarbeiten großen Schaden zugefügt, der aber nicht so bedeutend ist, wie man es nach der Stärke des Wolkenbruchs hätte annehmen können.

Am Hauptkanal in Tschaladidi drohte das Wasser die Dämme niederzureißen und die hartnäckige Arbeit dreier Jahre zunichte zu machen. Dank dem Heroismus der Arbeiter und des Ingenieurs Gabunia konnte die Katastrophe abgewendet werden.

Die Arbeiten wurden bei Nacht und mit der Hand durchgeführt. Der einzige Exkavator funktionierte nicht, da Ersatzteile fehlten. Der Versuch, die fehlenden Teile in der Feldwerkstätte anzufertigen, scheiterte an Zeitmangel. Der Exkavatorführer, der Engländer Jim Birling, rettete die Situation. Nachts, im fürchterlichen Regen, brachte er die Ersatzteile zu Fuß von der Station Tschaladidi zum Kanal.

Er arbeitete sich durch den Wald durch, wurde durch Lianen verletzt und hat viel Blut verloren. Dessen ungeachtet brachte er die Maschine rechtzeitig in das betroffene Revier und arbeitete mit vorbildlicher Kaltblütigkeit an der Ausbesserung der Damnbrüche.

Ingenieur Gabunia leitete die Arbeiten trotz eines Anfalls von tropischer Malaria. Er hat sich eine schwere Erkältung zugezogen und liegt jetzt mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus zu Poti. Bei der Nacharbeit in Tschaladidi ist der Arbeiter Jefrem Tschanturia ums Leben gekommen.

Das Kolmationsrevier hat die Prüfung mit Ehren bestanden. Weder die Dämme noch die Schleusen haben gelitten. Ingenieur Pachomow verließ etwa 24 Stunden nicht sein Revier und leitete die Arbeiten zur Verhütung von Schäden.

Die unter der Leitung von Abaschidse stehende Gruppe von Topographen, die nach dem Bezirk des Kanals Nedoard gegangen war, gait drei Tage lang als vermißt. Nachforschungen blieben erfolglos, da es nicht möglich war, ohne erfahrene Führer zum Kanal vorzudringen. Gulia, der einzige Kenner dieser Gegend, war mit der Gruppe mitgegangen. Gestern ist die ganze Gruppe nach Tschaladidi zurückgekehrt und hat den Aspiranten am Institut für Pelztierzucht, Wano Achmeteli, mitgebracht, der von unseren Arbeitern in den Wäldern gerettet wurde.

Die Pflanzungen haben laut Bericht des Botanikers Lapschin fast gar nicht gelitten.

Gegenwärtig habe ich Arbeiten aufnehmen lassen, um die Sandpfropfen in den Flußmündungen, die eine der Hauptursachen der Überschwemmungen bildeten, wegzuräumen.“

Kachiani setzte einen Punkt und verzog das Gesicht. Der Bericht erschien ihm allzu poetisch. Er überlegte eine Weile und strich dann zwei Worte: „Die Flüsse traten stürmisch über ihre Ufer“ und „fürchterlicher Regen“. Andere poetische Worte fand er nicht.

„Weiß der Teufel“, sagte Kachiani. „Eine ansteckende Sache, aiese Poesie.“





**DIE** Urbarmachung und Entwässerung des Landes Kolchis war noch vor dem Ausbruch des großen Krieges beendet. Menschlicher Wille und menschliche Opferbereitschaft hatten die Gewalt der Elemente besiegt und ein Stück Erde geschaffen, das fortan Tausenden von Menschen ein frohes, gesundes und auskömmliches Dasein sicherte, beschattet von Orangen- und Zitronenhainen und dem aromatischen Laubwerk riesiger Eukalyptusbäume, deren mächtige Stämme sehr bald das Holz für Eisenbahnschwellen und Schiffsbauten liefern werden.

Und so schließt denn auch Paustowskis Bericht mit der fröhlichen Schilderung jenes Festes, das nach Beendigung des ungeheueren Werkes Bevölkerung und Arbeiterschaft im gemeinsamen Jubel vereint.

Es ist das Hohelied der Arbeit, das uns dies Buch über die Kolchis singt: Arbeit nicht in jenem platten bürgerlichen Sinn verstanden, der sie zum Selbstzweck stempelt und die Höhe der Leistung an der Höhe des eigenen Profites mißt, sondern in jenem anderen, sittlich verpflichtenden, wobei unter dem Nutzen einer Arbeit jene Art des Gewinns begriffen wird, die der Allgemeinheit zugute kommt, dem ganzen Volk, ja möglichst der ganzen Menschheit.

Wer dieser Form der Arbeit sich weihet, — sich ihr mit aller Hingabe weihet und vor keinem Opfer zurückscheut, wer um einer solchen Idee willen Not, Entbehrung und Gefahr auf sich nimmt und die eigene Person darüber vergißt, der ist ein Held, auch wenn kein Heeresbericht seinen Namen nennt, keine beflossene Geschichtswissenschaft ihn zur Unsterblichkeit erhebt. Seine Gestalt bleibe im Dunkeln, aber es genüge ihm, wie dem „Jüngling“ in Dostojewskis gleichnamigem Roman, „allein das Bewußtsein“, das Bewußtsein nämlich, zur Erreichung eines großen und wahrhaft menschenwürdigen Ziels sein bestes Teil beigetragen zu haben.

Jene freilich, die an der Urbarmachung der Kolchis mitgewirkt haben, sind durch Paustowskis Bericht dem Dunkel der Anonymität entzogen worden, wenn nicht als Name, so doch als Gestalt. Und wenn einer der Leser mich fragen sollte, ist das, was Paustowski beschreibt, genau so geschehen, ist es wirklich wahr, so würde ich ihm mit dem Wort eines heute lebenden Dichters antworten: „Es ist vielleicht nicht genau so geschehen, aber es ist wahr.“

## W O R T E R K L Ä R U N G E N

- Archipelagos** gemeint ist hier die gesamte griechische Inselwelt
- Barometer** Instrument zum Messen des Luftdrucks; der Barometerstand ist wichtig für die Welter voraussage, da bei schönem Wetter das Barometer steigt, während es bei schlechtem fällt
- Chinin** ein Mittel gegen Fieber, das aus der Rinde eines in Süd-Amerika wachsenden Baumes, des sogenannten Chinarindenbaumes, gewonnen wird
- Exkavator** Fremdwort für Baggermaschine, mit dem Bagger können in kurzer Zeit sehr große Erdmassen bewegt werden, daher benutzt man Baggermaschinen beispielsweise zum Ausräumen verschlammter und versandeter Flußmündungen
- Feluke** Segelboot von einer bestimmten, ziemlich primitiven Bauart, die seit Jahrhunderten von Türken und Arabern bevorzugt wird
- Hippokrates** berühmter griechischer Arzt (460—377 v. Chr.)
- Homer** großer griechischer Dichter, Verfasser der beiden berühmten Versepen „Die Ilias“ und „Die Odyssee“
- Ilias** siehe Homer
- Jolotschka** das Kind der Newskaja, dessen sich der kleine Schutputzer Christophoridi besonders angenommen hat
- Kolmation** Entwässerungsverfahren; Kolmationsgebiet: Entwässerungsgebiet
- Lenin** einer der größten Vorkämpfer der marxistischen Weltanschauung, einer der Führer der russischen Oktoberrevolution (1917) und erstes Oberhaupt der neubegründeten Sowjet-Republik (geb. 22. 4. 1870, gest. 21. 1. 1924)
- Mingrelen** die eingeborene Bevölkerung der Kolchis
- Pachomow** wissenschaftlicher Leiter der Entwässerungsarbeiten in der Kolchis
- Phasis** griechischer Name für den größten Fluß der Kolchis, der heute Rion genannt wird
- Schaluppe** kleines Ruderboot
- Topographen** Wissenschaftler, deren Aufgabe in der Erforschung und Vermessung eines Geländes besteht; Zweck dieser Forschung ist die Gewinnung eines möglichst genauen Kartenbildes
- Werst** russisches Wegmaß; 1 Werst=1,0668 km

*„Von allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Verein mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitztum.“*

So hohen Wert mißt Jakob Grimm, einer unserer großen Sprachforscher, der Sprache, dem Worte, bei. Hüter der Sprache, des Wortes sind unsere Dichter. Aus der Völker Seelen schöpfen sie im hohen Flug des Geistes und geben Gedanken vollendete Form im Wort.

Aus guten Büchern lernen wir Dichter und Denker aller Länder kennen.

**„Aus guten Büchern“ heißt die Serie H  
der VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI**

Heinrich Mann Aus „Der Untertan“  
Konstantin Paustowski Aus „Die Kolchis“  
I.S.Turgenjew Die Uhr  
Claude Tillier Aus „Mein Onkel Benjamin“  
Mark Twain Tom Sawyer, der Seeräuber  
Gottfried Keller: Pankraz, der Schmoller  
Adalbert Stifter Bergkristall  
Theodor Storm Pole Poppenspärer  
R.L.Stevenson Das Flaschenteufelchen  
Henri Barbusse Aus „Das Feuer“  
Friedrich Hebbel Eine Nacht im Jägerhause  
Maxim Gorki Aus „Meine Kindheit“  
Mark Twain Tom Sawyer, der Schatzgräber  
Paul Heyse L'Arrabiata  
Friedrich Hebbel Meine Kindheit  
Franz Grillparzer: Der arme Spielmann  
Theodor Storm: Immensee  
N. Leskow: Das Tier  
W. Kauerin: Aus „Zwei Kapitäne“



DIE GRUPPE I UMFASST FOLGENDE SERIEN:

- A SEHEN — BILDEN — WERKEN
- B MÄRCHEN, SAGEN u. GESCHICHTEN
- C FAHRTEN UND ABENTEUER
- D MENSCHEN UND TIERE
- E SINGEN, HÖREN, MUSIZIEREN
- F IM DIENSTE DER MENSCHHEIT
- G LÄNDER, MEERE UND GESTIRNE

#### H AUS GUTEN BÜCHERN

- I UNSERE SCHULE
- K LEBENSSCHICKSALE
- L BILDER UND BAUTEN
- M AUSSPRACHE UND AUFBAU
- N FÜR DIE GERECHTE SACHE
- O DIE WELT DER ARBEIT
- P DER VORHANG GEHT AUF
- Q WELT- UND ZEITGESCHEHEN
- R SPIEL, SPORT UND GESUNDHEIT
- S WELTWEISHEIT
- T UNSERE HEIMAT
- U NOCH NICHT VERFÜGT

**WER** die Flattermarken ausgeknobelt hat,  
der hat etwas leicht gemacht, was sonst nicht  
einfach ist:

### ORDNUNG HALTEN!

Der Witz dieser Einrichtung liegt darin, daß  
man durch die besonders hervorgehobenen  
Flattermarken sofort erkennt, zu welcher  
Serie ein Buch gehört.

Stehen die Bücher gleicher Flattermarken im  
Regal zusammen, dann ist di

VOLK UND WISSEN SAMMELBÜCHEREI  
nach ihren Serien von „A bis U“ geordnet.

IN VORBEREITUNG:

GRUPPE II NATUR UND WISSEN

GRUPPE III TECHNIK UND VERSUCH